

„Ich kann nicht immer für dich da sein“



© 31.10.2012 von Freddy Schissler



Wenn Eltern zu Pflegefällen werden

Wenn das Leben naher Angehöriger zu Ende geht, möchte man ihnen die verbleibende Zeit so schön wie möglich gestalten und ihnen beistehen. Doch das ist nicht immer möglich. Große räumliche Entfernungen oder der Beruf erschweren häufig Besuche oder gar eine Rundum-Betreuung. Gerade wenn todkranke Menschen die letzten Wochen in ihrer eigenen Wohnung verbringen möchten, bietet die Hospizbewegung Hilfe, Unterstützung und Betreuung. Ambulant und in speziell dafür eingerichteten Häusern.

Der Sohn zündet die Kerze auf dem Esszimmertisch an. Er macht das immer am Morgen, wenn er seinen todkranken Vater besucht. Früher hat er sich keine Gedanken gemacht über die Bedeutung einer Kerze. Heute hingegen nimmt er sie als helles, wärmendes Licht wahr, als Symbol für Zuversicht und positives Denken. Selbst wenn es in diesen Tagen manches Mal dunkel um ihn herum ist. Es ist eine schwere Zeit für den Mann; sein Vater hat Bauchspeicheldrüsenkrebs in fortgeschrittenem Stadium. „Pankreaskarzinom“ nennen die Mediziner das Leiden in ihrer kalten Sprache. Die Heilungschancen? Gleich null. Der Lebenswille des Vaters? Tendiert ebenfalls gegen null, da er spürt, wie seine psychischen Schmerzen nach dem Tod seiner Frau vor einem halben Jahr das Karzinom zusätzlich füttern. Das Essen hat der 85-Jährige inzwischen weitgehend eingestellt.

„Ich möchte in meiner eigenen Wohnung sterben.“

Ein kleiner Teller mit Nudelsuppe zur Mittagszeit, das ist alles, was sein Magen verträgt. Dazu zwei Gläser Mineralwasser über den Tag verteilt, manches Mal ein Schlückchen Apfelsaft. Der Vater schläft viel. Auch an diesem Tag wird er nur für kurze Zeit wach sein und in der Küche sitzen. Später dann im warmen Wohnzimmer. Die Heizungen laufen auf Hochtouren – wie immer in den vergangenen Wochen. „Ich brauche diese Wärme“, sagt der Vater seinem Sohn mit erhobenem Zeigefinger, um die Ernsthaftigkeit dieses Satzes zu unterstreichen.

Sein Körpergewicht hat sich binnen kurzer Zeit von einst über 75 Kilogramm auf nunmehr 40 reduziert. Die Beine und Arme sind dünn wie Wasserschläuche, die Hautfarbe ist gelb, weil die Galle vor zwei Wochen ihre Arbeit eingestellt hat. Der Tod ist nahe, aber eben noch nicht da. Und: Der Vater hat noch alle Sinne beisammen. So sehr jedenfalls, dass er auch an diesem Tag seinen innigen Wunsch mit Nachdruck formuliert: „Ich möchte in meiner eigenen Wohnung sterben.“

Ein kaum lösbares Problem: Denn der Sohn wohnt 200 Kilometer weit entfernt. Er kann nur manchmal kommen und helfen. Der Vater aber benötigt inzwischen eine intensive Rundum-Betreuung – auch nachts. Er schafft es nicht mehr, alleine auf die Toilette zu gehen. Der ständige Schwindel, verursacht von den starken Medikamenten und dem reduzierten Essen, würde ihm den Boden unter den Füßen wegziehen.

Eine aussichtslose Situation? Nein – diese Antwort gibt seit einigen Jahren die Hospizbewegung in ganz Deutschland. Den Angehörigen und den kranken Menschen mit ihren Wünschen und Bedürfnissen zu helfen, wenn es sein muss auch rund um die Uhr: Das ist die Triebfeder der Mitarbeiter dieser Organisation. Rund 1300 ambulante Hospiz-Initiativen und 200 stationäre Hospize und Palliativstationen gibt es in Deutschland.

Ein Fachverband sorgt für die Qualifizierung von Ehrenamtlichen, Pflegepersonal und Medizinern. In vielen Städten haben stationäre Hospizhäuser ihre Türen geöffnet, um Schwerstkranken die letzten Tage so angenehm wie möglich zu gestalten. Zudem gibt es auch zahlreiche ambulante Hospizdienste.

Der an Krebs erkrankte 85-jährige Vater hat unlängst Kontakt aufgenommen zum Allgäu Hospiz in Kempten. Eines der insgesamt acht Zimmer wäre frei gewesen, weil in der Nacht zuvor ein Gast, wie die Patienten dort genannt werden, gestorben war.

Normalerweise gibt es eine lange Warteliste, denn die individuelle und liebevolle Art und Weise, mit der die Helfer den Gästen begegnen, hat sich herumgesprochen.

Der Flur des Allgäu Hospizes ist hell. Auf der linken Seite hängt ein Vogelkäfig mit zwei Wellensittichen, Sir Toby und Mr. Winterbottom. Gleich daneben stehen bequeme Sessel. Es gibt eine Gemeinschaftsküche mit einem langen Esstisch und einen Raum, in dem die Gäste entspannen oder ein erholsames Bad nehmen können. Der „Wellnessbereich“, wie Leiterin Susanne Hofmann lächelnd sagt. Das Haus hier in Kempten vermittelt eine Atmosphäre der Ruhe und Gelassenheit. Das hohe Tempo, das das Personal eines Krankenhauses gehen muss und bei dem zwangsläufig Wärme und Fürsorge zu einem beträchtlichen Teil auf der Strecke bleiben, gibt es hier nicht.

19 Hauptamtliche kümmern sich liebevoll um ihre acht Gäste und deren Angehörige. 20 ehrenamtliche Helfer unterstützen sie dabei. „Bei uns“, sagt Leiterin Hofmann, „bekommt man die Gelegenheit für lange Gespräche.“ Es soll eine ruhige und intensive Zeit am Ende eines Lebens sein. Lebensverlängernde Maßnahmen wie Bluttransfusionen oder operative Eingriffe sind nicht vorgesehen.

Die will der 85-Jährige auch nicht mehr über sich ergehen lassen. Er hat jedoch wenige Stunden nach seiner Entscheidung für das Allgäu Hospiz diese wieder zurückgenommen. „Nein“, sagte er plötzlich, „ich will doch lieber in meiner Wohnung bleiben.“ Diese „Sprunghaftigkeit“, sagt Alexander Dreher, sei bei todkranken Menschen ganz normal. Dreher ist einer der zahlreichen ehrenamtlichen, ambulanten Hospizhelfer.

Seit ein paar Tagen kümmert er sich intensiv um den 85-Jährigen. Er schaut vor allem in den Abendstunden und nachts bei ihm vorbei, da der alte Mann tagsüber von einer Bekannten betreut wird.

2006 fasste Alexander Dreher den Entschluss, sich in der Hospizbewegung zu engagieren. „Nach einschneidenden persönlichen Erfahrungen“, wie er sagt. Das sei bei den meisten seiner ehrenamtlichen Kollegen so. Dreher war Unternehmer, Chef von 50 Mitarbeitern. Ein Zehn- bis Zwölfstunden-Tag war Normalität, ebenso die Reisen in alle möglichen Länder. Die Familie sah ihn nur hin und wieder und selten eine längere Zeit am Stück. Natürlich brachte er den Kindern oft Geschenke mit. Die Phasen, in denen er sich intensiv mit ihnen beschäftigen konnte, waren jedoch zeitlich sehr begrenzt.

Dann kamen die Schicksalsschläge. Zunächst erkrankten Drehers Eltern und mussten einen langen Leidensweg beschreiten. Dann nahm sich sein Sohn das Leben: als 20-Jähriger. Ein Schlag mitten ins Gesicht. Brutal und unbarmherzig.

Es war aber auch der Zeitpunkt für den ehrgeizigen Unternehmer, Luft zu holen und das Tempo zu drosseln. „Mir wurde plötzlich klar, dass die Arbeit nicht alles sein kann im Leben“, sagt er heute. Und er lernte viele Menschen kennen, die ihm hilfreich zur Seite standen. Mit Rat und mit Tat. Und vor allem mit stundenlangen Gesprächen. Damals, erinnert er sich, sei ihm klar geworden, dass er dem Leben als rastloser Unternehmer den Rücken kehren und sich ehrenamtlich in einer Hospizbewegung engagieren wollte. Er hat es bis heute nicht bereut.

Am Sterbebett statt im Business-Meeting

An diesem Tag kommt Dreher kurz nach acht Uhr in die Wohnung des Krebskranken. Heute ist ein gutes Zeitmanagement gefordert. Er hat veranlasst, dass ein Hilfsdienst einen Hausnotruf bei dem 85-Jährigen einrichtet. Dem wird ein Band mit einem kleinen Sender um den Arm gelegt. Sollte er alleine in seiner Wohnung sein und hinfallen, braucht er nur den Knopf zu drücken. Dann kommt innerhalb kurzer Zeit Hilfe ins Haus.

Dreher muss sich danach um geschäftliche Dinge kümmern. Er betreibt ein Büro, das verschiedene Unternehmen berät. Um 16 Uhr will er wiederkommen und die Haushaltshilfe ablösen. Er wird dem Kranken auf die Toilette helfen, ein Glas mit Wasser holen und sich mit ihm unterhalten. „Eine sehr wichtige Arbeit“, sagt Dreher. Er muss in diesen Tagen mit nur wenigen Stunden Schlaf auskommen. „Kein Problem“, sagt er, und die Dynamik in seiner Stimme verrät, dass er ein Mensch ist, der gerne die Ärmel hochkrepelt. „Es ist alles eine Frage der Einteilung.“

Und natürlich der inneren Einstellung. Intensive, zeitaufwendige Hilfe für Menschen, die dem Tod ins Auge blicken: Von diesen Drehers lebt die Hospizbewegung. Sie sind es auch, für die der Sohn die Kerze auf dem Tisch im Esszimmer anzündet. Menschen, die ihm und dem Vater ein bisschen Zuversicht in einer schweren Zeit geben.